

Den hat man gern - oder Durch den Notausgang in die Schweiz

Autor(en): **Schnetzler, Hans H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **105 (1979)**

Heft 27

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-622473>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Den hat man gern – oder Durch den Notausgang in die Schweiz

Doch *ihn* haben heute alle, also *fast* alle, gern. Wenigstens einer, der es gemerkt hat! Wir haben es ja schon immer gesagt! Gut, aber jeglichen Beifall von der rechten Seite hat er deswegen noch lange nicht verdient. Den möchte er sich auch heute nach seinem Tod noch verbeten haben. Nicht den Beifall von der richtigen Seite. Den von der rechten, d. h. der falschen ... Er selber war ja so ehrlich, auch selbstkritisch. Und ein *Linker* ist er geblieben, auch wenn er 1931 aus der Kommunistischen Partei ausgetreten ist. «Ausgeschlossen wurde», wie die andere Seite sagt.

Es geht um den italienischen Schriftsteller Secondo Tranquilli, besser bekannt unter seinem Pseudonym *Ignazio Silone*. Und um nochmals auf den Beifall von der falschen Seite zurückzukommen, damit wir uns ja recht verstehen: «Die Wahrheit ist diese: die Trennung von der Kommunistischen Partei war für mich ein sehr trauriges Erlebnis, ein schwerer Trauerfall, die Trauer meiner Jugend, und ich komme aus einem Lande, wo man länger Trauer trägt als anderswo.» Und etwas später: «Mein Glaube an den Sozialismus ist lebendiger denn je (das beweist, was mir scheint, mein späteres Verhalten). Im wesentlichen ist er wieder der gleiche wie damals, als ich mich zum erstenmal gegen die alte Gesellschaftsordnung auflehnte: eine Erweiterung der ethischen Forderungen, die im engeren persönlichen und familiären Umkreis gelten, auf den ganzen Bereich menschlicher Handlungen; ein Bedürfnis nach echter Brüderlichkeit; ...» Dies ist das Ende von Ignazio Silones Abrechnung mit Moskau, erschienen 1949 schon in «*Notausgang*» («*Uscita di Sicurezza*» – «Notausgang», dtv zweisprachig, 1973).

Silone weiss, wovon er spricht. Als junger italienischer Kommunist hat er in Moskau alle Grössen noch persönlich gekannt oder erlebt: Lenin, Trotzki, Stalin und viele andere. Auch kleinere, aber nicht weniger eifrige Bewahrer der kommunistischen Bürokratie und Diktatur:

«Was mir bei den russischen Kommunisten auffiel, auch bei so aussergewöhnlichen Persönlichkeiten wie Lenin und Trotzki, war ihr vollständiges Unvermögen, sachlich über Ansichten zu diskutieren, die nicht den ihren entsprachen. Durch die blossе Tatsache, dass man ihnen zu widersprechen wagte, war man ohne weiteres zum Opportunisten, wenn nicht gar zum Verräter gestempelt. Einen Gegner aus ehrlicher Ueberzeugung konnten die russischen Kommunisten sich nicht vorstellen.»

Oder das Erlebnis mit einer Funktionärin im Moskau des Jahres 1922 (?); wie *aktuell* tönt das:

«Aber das ist ja Gegenrevolution», murmelte die hohe Beamtin des sowjetischen Kulturlebens ganz entsetzt. Und dann fügte sie hinzu, um sich eine kleine Genugtuung zu gönnen: «Wir sind glücklich, dass wir nicht eure Freiheit haben. Wir haben statt dessen Sanatorien.»

Es war, um es nochmals zu betonen, weder ein leichtfertiger, frohgemuter Abschied von *diesem* Kommunismus, noch begann der Dissident Silone darauf der andern Seite zu schmeicheln und aus seinem Entschluss Profit zu ziehen. Was auch schon vorgekommen sein soll ...

«Es folgten für mich düstere Tage der Entmutigung. War dies das wahre Gesicht des Kommunismus? Dienten die Menschen, die ihr Leben aufs Spiel setzten oder im Gefängnis dahinsiechten, einem solchen Ideal? Führten wir *dafür* unser ungestetes, einsames, gefährliches Leben als Fremde im eigenen Vaterland?»

Nicht wahr, *Ignazio Silone* scheint doch auch Ihnen ein verantwortungsvoller, humaner, vielleicht zu idealistischer, aber ehrlicher und auch tapferer und ebenso kritischer Schriftsteller und Zeitgenosse zu sein – in diesen Zeilen aus dem «*Notausgang*»? Das freut mich. Sehr sogar.

Denn in den folgenden Mussolinijahren musste Silone aus Italien fliehen. Jahrelang war er in der *Schweiz* im Exil. Lei-

der, leider hatte er beim Grenzübertritt weder seine Augen und Ohren noch seinen kritischen Geist abgegeben. Leider – zum Glück, möchte ich sagen!

Weil er Ihnen vorher so Eindruck gemacht hat, nur deshalb, wage ich etwas aus einem andern Silone-Buch zu zitieren, aus der 1962 erschienenen «*Schule der Diktatoren*» («*La scuola dei dittatori*», A. Mondadori, Milano). Es geht in diesem Buch um eine Reihe von fiktiven Gesprächen, die 1939 in Zürich ein italienischer Emigrant, Tommaso il Cinico, mit einem Amerikaner, Mr. Doppio Vu, der als zukünftiger Diktator in den USA Hitler und Mussolini nachahmen möchte, und dessen Berater, Prof. Pick-up, führt.

1979, also 40 Jahre später, haben die Bemerkungen des italienischen Emigranten kaum etwas an Wert oder Aktualität eingebüsst. So meinte er etwa, was den günstigen Nährboden für eine Diktatur betrifft: «Die Vorherrschaft einer zentralisierten Verwaltung ist eine Vorbedingung jeder Diktatur; d. h. sie selber ist bereits Diktatur.»

Das tönt gar nicht so sehr und ausschliesslich nach 1939 und fernen Ländern ... Wie auch dies: «Die grösste Schwäche des demokratischen Systems in unseren Tagen ist, meiner Ansicht nach, sein konservativer Charakter. Wer stillsteht, wenn die Gesellschaft sich bewegt, wird überfahren.» Oder wird etwa die sich vorwärtsbewegende Gesellschaft vom System blockiert?

Denk ich an Bern und seine Kommissionen in der Nacht –, aber das Folgende geht *uns* ja

glücklicherweise nichts an, gar nichts: «Eine dekadente Führungsschicht lebt von halben Lösungen, von Tag zu Tag, verschiebt immer auf morgen die Prüfung brennender Probleme, ernennt Kommissionen und Unterkommissionen, die ihre Arbeit dann beenden, wenn sich die Situation schon wieder geändert hat. Zu spät ankommen, heisst den Stall dann schliessen, wenn die Ochsen schon entwichen sind. ... Der Höhepunkt in der Regierung verkommender Demokratien scheint im Einkassieren von Ohrfeigen zu bestehen, nur um dadurch Fusstritte zu vermeiden, im Ertragen des kleineren Uebels, im Erfinden immer neuer Kompromisse, um die Gegensätze zu verwischen und um Unvereinbares unter einen Hut zu bringen.»

Aber wenn wir *unser* Land schon andeutungsweise erwähnt haben, Silone, d. h. sein «zynischer Thomas» hat es kennen-gelernt – und seine Bewohner auch. Auf den Hinweis des amerikanischen Diktators in spe: «... In der Schweiz ist das politische Leben vielleicht langweilig, das private hingegen beneidenswert.», – lässt Silone seinen Tommaso antworten: «Schweizersein bedeutet weniger eine Nationalitäts-Bezeichnung als viel mehr eine *Aktivität*, ein Beruf fast. Es ist einer Schweizer, wie einer Ingenieur oder Photograph ist.» Das war einmal – 1939. Damals soll das Schweizersein noch ausgeübt worden sein, eine aktive Tätigkeit bedeutet haben. Heute, angesichts vieler Stimm- und Wahlbeteiligungen vielerorts, möchte man es höchstens noch als einen Halbtagsjob bezeichnen, als eine Nebenbeschäftigung. Wie Minigolfspielen. Nur weniger aufregend. Ohne meinerseits allzu zynisch zu werden, aber um diesen Abwesenden für einmal ein wenig recht zu geben: Es schaut bei *diesem* (heutigen) Schweizersein-Job auch recht wenig heraus; der «Boss» Schweiz nimmt sie vielleicht auch gar wenig ernst, seine «CH-Aktivisten». Ein Wunder, dass viele immer *passiver* werden?

